

**Zeitschrift:** Nidwaldner Kalender

**Herausgeber:** Nidwaldner Kalender

**Band:** 59 (1918)

**Artikel:** Der Hubelheiri : Erzählung aus Nidwalden

**Autor:** [s.n.]

**DOI:** <https://doi.org/10.5169/seals-1007972>

### Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

### Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

### Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

**Download PDF:** 30.12.2025

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**

Während der Hausdurchsuchung der Stadt in der Nacht des 11. August 1792, wo hauptsächlich nach Geistlichen gefahndet wurde, stand er eben einem Sterbenden bei und wurde daher von den Häschern übergegangen. Am folgenden Morgen stellte er sich freiwillig, um seine bisherigen Beschützer nicht in Schwierigkeiten zu stürzen. Er wurde in die Karmeliten-Kirche abgeführt, die in ein Gefängnis für eidwidrige Priester und Bischöfe umgewandelt worden war.

Am 2. September 1792 erlitt P. Apollinaris Morel, der ehemalige Präfekt der Stanser Klosterschule, mit den 3 Bischöfen und 212 Priestern den Marthrertod. Für unser blühendes Kollegium St. Fidelis und für den hochw. Konvent der P. P. Kapuziner in Stans ist es eine hohe Ehre, daß, wie wir sicher erwarten dürfen, ein ehemaliger Professor und Mitbruder als Glaubensheld und Blutzeuge für die katholische Kirche unter die Zahl ihrer Seligen aufgenommen wird.

---

## Der Hubelheiri.

Erzählung aus Nidwalden.

### 1. Des Heiris Taufe und Schulgang.

Selbst die Schulbuben mit ihren zähen Lungen leuchten die Stäpfeli hinauf wie dämpfige Rosse und halten dabei ihr loses Maul, und nun, lieber Leser, was sagst du, wenn ich dich bitte, komm mit mir zum Hubelhaus hinauf? Wir erklettern langsam Steinplatte um Steinplatte. Gib aber acht, die Tritte passen nicht immer in den Schritt. Wenn du aber doch einmal hinfällst, so bleibe ein wenig liegen und schnauf aus und gucke die Welt an.

Da schau! Ein See liegt zwischen Bergen eingebettet. Grüne Matten, wilde Felsen, zackige Gräte spiegeln sich darin. Das Wasser ist rein und blau wie ein Kindesauge, voll ruhiger Schönheit und tieffarbig wie eine Bergenziane. Das Rauschen der breiten, fernen Wellen vermagst du nicht zu hören. Die uralten Felsenriesen schauen in junger Kraft auf dich herab. „Schwache, kurzlebige Menschlein frappelt nur“, lächeln sie.

Hier steht das Hubelhaus, ein derbes, gedrücktes, breit ausgeladenes Gebäude, blitzblank die Bußenfenster, die Schuppenwand tief braun gebrannt. Da scheinen die Berge noch viel mächtiger, der See ferner und geheimnisvoller, und du selber kommst dir wie ein König vor in der tiefen Stille. Etwa einige Krähen auf dem Giebel des Hauses stören deine königliche Ruhe, und der

Spatz sagt dir wie überall: „Herr König, mit mir hast du auch noch zu rechnen!“ Nun, du horchst nicht auf den dummen Schwäizer. Dafür hör jetzt mir zu, wenn ich dir von einem Menschenleben erzählen will, das einst hier einen so schönen Anfang genommen hat.

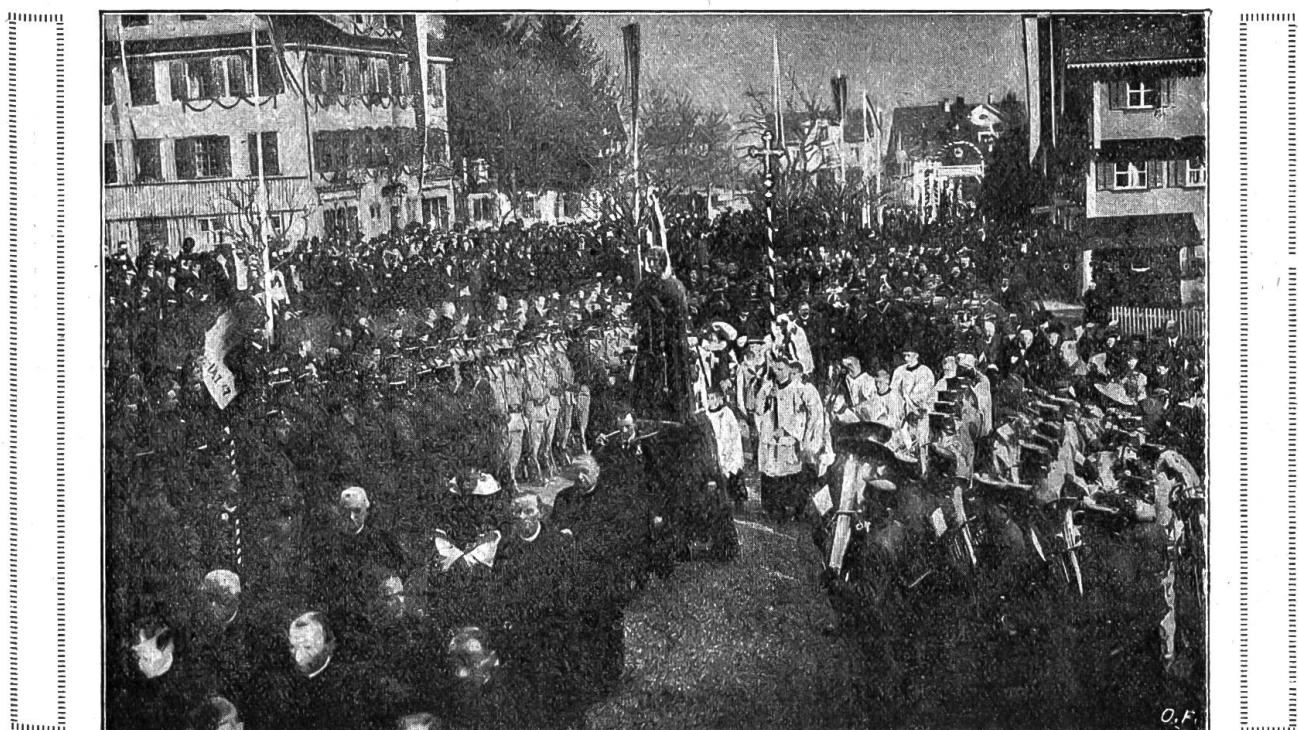
Vor vielen Jahren lag die Hubelhausfrau in ihrem hellen Schlafzimmer in der Kindbett und betrachtete ihren Erstgeborenen. Eben hatte man den kleinen Menschen aus dem Kirchlein heraufgebracht und die Hebamme gab Bericht von der Taufe. „Er hat nicht einmal genuxt, als der Pfarrer ihm das Salz in den Mund tat und hat den hochwürdigen Herrn immer fest angeschaut. Ja so ein schegger Kerli, der neun Pfund wiegt, ist doch nicht so ein miserables Herrenkind. Die Gotte hat ordentlich Mühe gehabt ihn zu tragen, als er mit seinen kräftigen Beinen strampelte. — Die Schlottergotte aber, eine alte Jungfer, hat gemeint: das gäb aber einer: da werden die Mädchen Augen machen, wenn der einst groß geworden sei. Und im „Löwen“ beim Götti wi da wars lustig, bim Hagel abenand, und der Götti holte sich ein ordentliches Stäuperli — aber der vermagts.“ —

„Wenn er ihm nur niht s'suifa ibundä hed“, meinte besorgt das Hubelfrauži. „Chaisch däntä, bisch doch ai äs Babi!“ Dann hat die Hebamme den jungen Heiri

ins Scheſili hineingelegt; der hat bald zufrieden an einem Finger gesogen und dabei mit großen Augen um sich geguckt. Dann hat die Hebamme ein Habersüpplein gebracht und die beiden Frauen plapperten und redeten miteinander, daß es klang wie das Plätschern des Dorfbrunnens im Dörflein drunter, wie der Regen, wenn er mit eifrigem Finger auf die Dachschindeln des Hubelhauses klopft.

„Jetzt wemmer aber einisch s'Muil zuā ha, „Franzi, s' chennit dr schadä, tuā jez ä chliseli schlafä.“ Mit diesen Worten ging die

Hubelhaus gefunden hatte, vergaß er es nicht mehr und brachte beinahe jedes Jahr einen neuen Hubelbürger. Welch fröhliches lustiges Treiben war in dem wetterbraunen Nest! Vier Flachsköpfe sprangen nun schon unter der Führung des Heiri in den Matten herum, und das glöckenhelle Lachen von den vier Silberstimmen war herzerquickend. Und der Heiri mit den Rübelihäaren hatte einen Frohnut, daß es nur so hinausklang in die weite herrliche Natur. „Ein schöner Bub“, sagten allemaal die Fremden, wenn sie vorübergingen. Der Heiri hatte es einmal ge-



Die Bruder Klausen-Feier in Sachseln am 21. März 1917.

Hebamme hinaus und fing in der Küche zu werken an. In der Stube aber wars wieder still. Einige Fliegen brummten und führen mit den Köpfen gegen die Fenster, oder setzten sich als freches Pack auf die Nase des schlafenden Kindes. Und darob hie und da ein arges Schneuzen und Krähen, ein Krabbeln mit den schmalen Fingernägeln auf der Bettdecke, und eine Sonne, die zwischen den Gardinen hineinguckte, so warm und fröhlich, wie reine Freude und nicht getrübtes Glück. —

Seitdem Meister Storch einmal das

hört und berichtete die Worte in seinem Kinder Sinn der Mutter. „Bisch ä Lappi!“ hatte diese gesagt und doch im Herzen gelächelt vor Mutterstolz.

Die Schultasche paßte nicht übel auf den festen Rücken des Kleinen; die Schulbank war zwar etwas eng, die Luft nicht die klare Bergluft, aber die roten Backen blieben, und der Fröh Sinn lachte weiter im Herzen des Knaben, und das Fauchzen war noch eben so silberhell. Was kümmerte es den lustigen Buben; er ward mit den Zähnen schon fertig, und er hielt darauf, daß das Notenbüchlein

nicht zuviel Abwechslung zeigte. Hubelheiri, der Ältere, schaute oft ins kluge Auge seines Kindes und lächelte in seinen Strobelbart hinein: „Ein Malefiz Kärli, der Heirili, ä Chingstächer, ä Sappelott; wo ers nur här hed, dr Buäb?“ Und als er einmal die Lehrschwester des Heireli traf, stellte er sich gleich als Vater vor. Die gute, milde Schwester Euphrosine redete mit viel Liebe von dem Hubelbuben. „Er ist etwas wild,“ meinte sie, „aber wie ein Sperber paßt er auf, er hat hier und da den Schalk in seinen lustigen Augen, aber man kann ihm doch nicht böse sein, wenn er allemal wieder so froh herauslacht und die Grübchen in den Wangen sich zeigen, dann ist er einem erst recht lieb, der Heiri. Mein bester Schüler ist er doch.“ Seitdem grüßte der Vater Heiri die Schwester doppelt tief und bekam die Schwester ordentlich lieb, weil sie seinem Heireli so gut war. Im Herbst brachte der Heireli alles eins heim, und darob nicht geringe Freude im Hubelhaus! Den größten Apfel, einen mächtigen, pfündigen Jakob Leble, holte der Vater aus dem Keller heraus und gab ihn dem jungen Heiri. Die anderen drei Hubelbuben schauten nur so zu, wie der Heiri, ihr großer, gescheiter Bruder, mit seinen gesunden Zähnen in den Apfel hineinbiß und eine Flanke um die andere aus dem Ungetüm wegriss. Mit gesenkten Köpfchen beobachteten sie ihren Bruder, und das Wasser lief ihnen im Munde zusammen, bis schließlich der Kleinsten, der Seppli, sich nicht mehr überwinden konnte, zum Bruder hinließ und schmeichelte. „Heili (Heiri), ‘Eppli ai äs biželi!“ Da biß der Heiri einen mächtigen Brocken ab und steckte ihn seinem Brüderchen in den Mund. Die beiden andern, der Franzli und der Peterli, schauten mit offenem Munde und blinzelnden Auglein zu, wagten aber nicht zu betteln. Auf ihren Stirnen aber stand zu lesen: „Wenn wir dann einmal in die Schule gehen, dann . . .“ und in Gedanken bissen sie schon in einen viel größeren Apfel.

Der Heirili wuchs heran, er war in seiner Klasse weit der beste. Aber auch kein Bach war ihm zu breit, kein Baum zu hoch und keine Hose stark genug: „Das verflüämst Fägnäst!“ sagte hier und da die Mut-

ter, und hier und da einen recht großen Schrank suchte sie mit der Rute wieder zusammenzuflicken, was ihr aber nur halbwegs gelang.

Einer hatte auch seine helle Freude an dem frischen Knaben: es war der Pfarrer, und wenn der Heirili ihm allemal so flott den „Kanisi“ auffagte und auf die schwierigsten Fragen zu antworten wußte, dann trug ein froher Blick das blonde Kraus-Köpfchen vor ihm, und ein feines Lächeln ging über das alte, liebe Gesicht des Pfarrherren. Er hatte so seine Pläne mit dem Heirili.

## 2. Der Heiri sollte studieren und warum er nicht will.

An einem Donnerstag Nachmittag stapfte der Pfarrer zum Hubelhaus hinauf. Es war Föhnwetter! Zum Greifen nahe waren die Berge, das ganze Tal war von Rauschen erfüllt. Weisse Lämmlein weideten zu Tausenden auf dem See und die Wellen warfen ihren Gischt weit ins Land hinauf. Es war eine Bruthitze. Aber der Pfarrer ging rüstig fürbaß, Schritt für Schritt, Tritt um Tritt. Wenn er einmal einen kurzen Schnauftat, wischte er sich den Schweiß von der Stirne. Was ihn beschäftigte, schien nichts Trauriges zu sein, immer lag ein gütiges Lächeln auf seinem saltigen Gesicht. Das scharfe, kluge Auge hatte manches in der Welt gesehen. Mancher Föhnsturm hatte schon seine hohe Gestalt umbrüllt, aber er war immer frohen Sinnes gewesen.

Ja, die Dorfsleute meinten, unser Pfarrer hat Zeitlebens wenig Sorgen gehabt, hat lieber gelacht als geweint. Aber die Furchen auf der Stirne und um den Mund, die nur tiefes Leid hineingraben können, beachteten sie nicht, weil sie so gut ins sonnige, lachende frohe Gesicht paßten. Das Sorgengesicht zeigte der ehrvürdige Greis nur dem Herrgott, und das auch nur dann, wenn es sehr Not tat und er sich nicht mehr zu helfen wußte.

Und wie er so hinaufleuchte, hörte er plötzlich ein „Jeſſes, dr Pfarrer!“ und sah etwas Rotes im Hause verschwinden. Das Hubelfranzi hatte gerade in ihrem roten, großblumigen Unterrock Windeln gewaschen, und hatte sich nun schnell davon gemacht.

Der Herr Pfarrer lächelte nur und freute sich über die gesunde, schaffige Frau. Als er nun in das Haus hineinkam, meinte er zum Franz: „Zu schämen hättest du dich nicht gebraucht, Franz, gfallst mer ä so äbä so guät, we mit Gellerchetteli und Haarnadlä“. Für den alten Pfarrer war jeder nur ein „dui“. Beinahe die ganze Gemeinde hatte er getauft und unterrichtet und sie vom „Fratz“ bis zum Mann emporwachsen gesehen. „Nei“, sagte das Franz, „nei, so unghoblet isch isereis de doch nu nid, nei bhiät is nei, das wär mer ai nu.“ Sie hatte nun einen schönen, zwilchenen Rock an, und die Haare waren zurecht gestrahlt. Dann brachte sie dem Pfarrer eine Flasche Most, alten Spalen von der Ochsenweid und dazu die gutmütigen Worte: „Ae chli Uisschukz, aber doch guät, da derfid=er scho zuäheglä, dä macht=ich nid!“ So zwischen dem Essen hinein bemerkte nun der Pfarrer in der langsamem, vorsichtigen Nidwaldnerart: Der Heiri sei ein gescheites Büblein. „Das scho“, sagte das Franz, „aber ä Chlani und ä Chläderi, daz ä Gruis isch, ich wett, iähr miäktet=um d'Hosä zahlä, Herr Pfarrer!“ „Mag sein, aber, Franz, gscheit ist er doch und Holz hätte er mehr, als es zu einem Hubelsbauern braucht.“ „I weik nid, Herr Pfarrer, set er eppä städierä, dr Buäb, miär chentid uf em Hubel obä ai guäts Holz bruichä; s' miänd. nid grad all so chneblich und stäckpalniq si, wie s' Hubelfranzi und sie Heiri, meinid=r nid ai?“

„Aber wenn er studieren wollte, wär's euch dann nicht recht?“ „Scho, aber wo 's Gäld nä, und weik mä deh, ob är brav blybt, dr Buäb, Herr Pfarrer.“ — Nun kam der alte Heiri herein und meinigte auch etwas herum und sagte schlieklich: „Mer wend luägä, wenn er will, dr Heiri, sä chan er ga, aber wellä muäf er fälber.“ Dabei lag ein feines, schlaues Lächeln um seine Mundwinkel, der alte Hubelheiri war lang nicht so chneblich, wie sein Franz gesagt hatte, sondern ein guter Beobachter und „ä chli ä Schlaiä“. So ein kluger Bauer, der wenig redete, sich aber seine Gedanken machte und diese dann in seinem Gehirnkasten aufbewahrte als Grundstake der Lebensweisheit, wie man etwa die Spalentäse geordnet

nebeneinander stellt, oder die Mostfässer schön nach Größe im Keller zur Parade aufführt. Und wenn der alte Heiri nun einer Sache nicht ganz gewiß war, aber bereits seine Meinung darüber gemacht hatte: hieß es immer, „mer wend luägä“, und bei jedem Anlaß, der einzigen Gedankenaufwand brauchte, stieg er in die geheimnisvolle Vorratskammer seiner Erfahrung hinauf und holte sich etwas Passendes. „Mer wend luägä“, und dann rief er: „Heiri, Heiri chum.“ Und der Heiri kam, ein Fäustchen im Hosensack, den Blondkopf vornüber gebeugt, eine helle Röte auf den vollen Wangen. Da aber der Pfarrer vom Studieren redete, kam eine merkwürdige Hast und Fäst in den Heiri, er trampelte hin und her, schaute bald verstohlen die Mutter, bald den Vater, dann wieder den Pfarrer an und plakte schlieklich hinaus: „Nei, i will nid; was tätid ai der Blek und s' Wikhorni und s' Chalbeli dänkä, nei, Vater, aäll i muäf nid aah, i chäm gruifig langai Rit über“.

Dem Vater huschte die Freude wie ein flinker Sonnenstrahl über das Gesicht hin; doch verbarg er sie schnell, um dem alten Herrn nicht weh zu tun, und meinte trocken: „Mi Buäb paft schint's besser i Buirä als i Herähosä“, und lachte kurz auf. Dann wandte er sich zum Pfarrer: „G'sender, i wär ja nid drgägä gsi, aber wenn 'r nid will, so isch mier ai rächt.“ Und dabei bliebs.

Sie redeten nicht mehr viel. Wie doch der Kühn blies ums einsame Hubelhaus; es rüttelte und schüttelte. Der Pfarrer ging heim. Über dem Oberbauen jagte eine Wolke in den stahlblauen Himmel hinein wie ein Fühner, ungesattelter Schimmel und warf den Schatten auf den Niederbauen, als ob eine gespenstige Geisterhand in die Triften griffe. Der Pfarrer sah nichts: ihm wars, als habe er um das Glück eines jungen Menschenlebens gespielt und habe verspielt. Der Wind peitschte seine weißen Haare; wie der kämme, der rohe Geselle! So hatten die Dörfler ihren Pfarrer noch nie gesehen, so verwittert und so alt, und die Sorgenfalten waren so eiaen um den Mund. Der Heiland im kleinen Kirchlein hörte an dem Tage das inbrünstige Gebet eines erfahrenen Seelenkenners für ein junges Menschenkind, dem

Gott es gegeben hatte, im Guten oder im Bösen groß zu werden.

Als der Pfarrer aus der Kirche heimging und der lachende Sonnenschein ihm zujubelte, dachte er: „ich habe vielleicht doch zu schwarz gesehen, auch feuriges Blut braucht hie und da keine besondere Leitung, um gut zu bleiben.“ Von der Höhe ein frohes „Juhui“ und wieder der Stich ins Herz, es war jung Heiris Stimme. „Bist alt geworden“, dachte der Pfarrer, „dass so eine dumme Ahnung dich zu überwältigen vermag“, und war zornig über sich.

### 3. Der Heiri wird ein Cholderi.

Es ist nicht immer nur Ahnung, wenn ein erfahrener Seelenkennner das Schicksal der ihm anvertrauten Menschen voraussieht. Es ist das Verständnis für die Menschenseele: der Tiefblick und Kennerblick, den der erfahrene Schiffser für die Untiefen des Sees hat. Der Heiri besaß herrliche Anlagen, aber er war ein ungedämmter Bergbach und seine eigenen Eltern vermochten nicht die geeigneten Dämme zu bauen. Der alte Heiri klebte an der Scholle und den Bächen, die er aus dem Boden schlug; die Mutter war wortreich und knausig. Sie passte gut auf, daß kein Huhn ihr Ei am falschen Orte legte und hatte alle Äpfel auf der Diele gezählt, der Ordnung wegen, wie sie meinte. Am Montag nahm sie allemal insgeheim dem Mann den Geldsack aus der Tasche, um ihm nachzurechnen, wie viel er Sonntags verbraucht habe, und jedes Mal steckte sie den Geldsack wieder in den Sack mit einem kräftigen: „Sägid mer nid vom Mannävolch, da chämä schaffä und schineglä und diä da...“ das andere sprach sie nicht aus, aber am Tische gab es dann ein kleines Gewitterchen mit gegenseitiger Gewissenserforschung.

Der kluge Sinn des jungen Heiri hatte schnell herausgebracht, daß beim Vater trotz allem das Regiment war, und so hielt er zu ihm. Nicht, daß er seine Eltern sehr achtete; er wußte aus des Vaters ruhigen Stichelreden zu viel von den Fehlern der Mutter und aus dem lauten Schelten der Mutter zu viel von den Mängeln des Vaters, um beide recht verehren und lieben zu können. Aber beim Vater konnte man doch eher noch etwas

erreichen, der hatte ordentlich den Narren gefressen an dem geweckten heiteren Heiri, und nahm ihn gerne mit in die Wirtschaft, jeweilen an Sonntagen. Da gönnte er sich und seinem Neisten gern einen Dreier Roten, Tiroler oder Schaffhauser im „Löwen“ drunten, und konnte dann recht groß tun, wenn er dem Wein mit dem ausgeprägten Weingeistgeschmack zugesprochen hatte. Beim Faß durfte der Heiri auch schon mitmachen, und er spielte wie ein Großer. „Ae Millionäsekel, we der schlaisch und hinderhäbig mit dä Trimpf“, rühmte der Leiterli Balz den jungen Heiri. Da lächelte Vater Heiri und sagte so leichthin zwischen den Zähnen hindurch: „Ja, dr Pfarrer hed nid vergäbä wellä, daß er studieri, mi Buäb, weisch, ä Chopp hed er we nä Landamä.“ Die andern rissen Mund und Augen auf ob dieser Neuigkeit; der alte Hubelheiri aber sagte nichts mehr und verschloß seinen Vaterstolz hinter beredtem Schweigen.

Weniger zufrieden mit dem Heiri war seit seiner Schulentlassung der Pfarrer. Wohl lernte er ihm den „Kanisi“ in der Christenlehre so gut wie früher, aber bereits lehnte er sich mit dummer Frechheit über die Bank hin, wenn er aussagen mußte, wie die größten Regel, denen der gütige alte Herr nicht mehr recht Meister zu werden vermochte. Und nach der Christenlehre ging der Heiri nicht mehr mit seinen Altersgenossen, sondern mit denen, welche die Brisago im Maul hatten und denen der Pfeifenpußer aus den breiten Hosensäcken herausging.

Allmählich bekam er immer größere Freude am Wirthausleben. Die erste Brisago mit ihren unangenehmen Folgen war bald vorbei, und nun brachte er es bereits an Sonntagen auf fünf Stück: die höchste Leistung unter seinen Altersgenossen. Diese Heldentat wurde schnell bekannt und gab ihm in den Augen seiner Kameraden eine führende Stellung bei allen Lumpenstreichen.

Heiri war aber inzwischen aus der Christenlehre gekommen. Ein schlanker, junger Mensch mit feurigen Augen und zäher Kraft, gewachsen wie eine Tanne. Wenn er so durchs Dörfchen ging, elastischen



Die Palmenweihe am Seelensonntag. Nach einem Gemälde von Al. Fellmann.

Schrittes, das Köpfchen hoch, den Hut keck auf den Kraushaaren, schaute ihm manches junge Mädchen nach und lächelte verschämt, und manche Mutter heiratsfähiger Töchter machte sich im geheimen Gedanken: „Der passte für meine Agnes, oder für mein Berti, oder Betli, s' ist schad, daß er so umä holderät.“ Und er war wirklich ein Lump geworden, der Heiri. Wenn es ein Wett-sauen gab im Schwarzes-Trinken, so kam ihm keiner nach, zwanzig „Beckli und i jedes nu äs Stifeli Träst und denu nid schweiblä“. So priesen ihn die Sauffameraden und trieben es so toll als möglich.

„Verdammt schad um dä Heiri“, meinte der Leiterlibalz, wenn er ihn beinahe jeden Montag erst nachmittags heimschwanden sah, mit zerzaustem Blondkopf und dräsigem Hirthämli. „ch... schad, der best Wächder und Mälcher wit und breit, aber das Suisä chan-ex nimmä lah, dr arm Tisel.“

Dem alten Heiri gefiel sein Bub nicht mehr und dem Franzi erst recht nicht. Von nun an durchsuchte sie jeden Montag zwei Hosentaschen. Aber im Geldbeutel des Jüngern war gewöhnlich nichts mehr zu finden. Die Gewitter wurden auf den Dienstag aufgespart, waren aber dafür nur um so heftiger und polterten und lärmten oft Tage lang nach im sonst so friedlichen Hubelhaus. Aber was „d'Alt seid“, war dem Heiri so ziemlich Wurst. Er prahlte: „er schinägli“ die ganze Woche und so ein „Sonntagsfraidli“, und wenns auch in den Montag hineingehé, sei ihm doch noch zu gönnen. Aber aus diesen „Sonntagsfraidli“ wurden Werktagsfreuden, und oft wenn der alte Heiri am Abend in den „Gaden“ ging und dachte, die Mehrzahl der Kühe sei schon gemolken, so schauten die guten Tiere verwundert herum: warum man ihnen heute nur „einisch anägäb“ und sie so hungern müßten, und die frisch Gefallerten „hend gnuigäd, wil sie so bresch gha hend“. „Dä ch... Fezel“, fluchte der Vater auch wieder einmal an so einem Tage, und warf den Kühen das Gras voll Wut in den Barren. Und dann begann er zu melken und murmelte und murrte. Und s' Wiszhorni, die gescheideste von allen Hubelfühen, machte verwunderte Glotzäugen zu ihrem Herrn hin,

daz er heute so wütend drückte beim melken, da sie doch so geduldig gewartet und nicht gemuht hatte. Und die sonst so geduldige, ruhige Kuh trampelte in den Milheimer hinein und warf ihn um; da schlug der alte Hubelheiri zum ersten Mal sein liebes Wiszhorni mit „dä Holzäbedä“.

Am folgenden Tage beim Mittagessen löffelte die ganze Hubelfamilie ihre Suppe. Da krachte die schwere Faust des alten Heiri auf den Tisch. „Buäb“, lärmte er, „jez herd-dä Suiferi uif, jez han i einisch gnuäg, s' Beh cha verrelä im Gadä innä, hä? Dui Lotterbuäb, gäll, gsuffä und ghalegeräd muäf sie!“ Dem Heiri schock das Blut in den Kopf, daß er rot wurde bis in die Haarwurzeln. Schon ballte sich seine Faust, um gegen den Vater zu schlagen. Aber er sah, wie der Toni und der Peter ihre kräftigen Glieder reckten und zum Vater hinzurückten. Da warf er den Sessel in die Stube hinaus, daß er zerbrach. sprang in einem Satz zur Türe hin, riß sie auf, und hinaus war er. Die Türe fiel mit solcher Gewalt ins Schloß, daß die Holzwände zitterten. „Gang nur, Lump“, rief ihm der Vater nach; um sein Mund war ein harter Zug, Wut und Scham kochte in ihm. Nun redete nicht mehr die Liebe, die der Bauer so gern vor andern versteckt, wie das Eichhörnchen sein Nest vor vorwitzigen Blicken; nun polterte Hass und gekränkte Eigenliebe, und wenn Hass im Bauernherzen friskt, verzehrt er auch das letzte Fünklein Liebe. Heiri lief am gleichen Tage mit einem kleinen Bündel aus seinem Elternhause fort und ging zum Leiterlibalz als Knecht.

#### 4. Was der Heiri als Knecht tat.

Wie doch ein Sonnenstrahl oft so neidisch durch die Windläden lugen kann! Er tanzt an den Wänden, macht jedes lebendig und umgibt es mit Licht; alle Stäubchen werden sichtbar, als hätte sich der neidische Sonnenkobold eine Leiter gebaut, um in die Stube hineinzusteigen. So ein Sonnenlichtlein war auch im Hause des Leiterlibalz, seine Tochter, das Annili. Welch schönes Köpfchen trug es auf dem schlanken Körper! Die scharf geschnittene Nase verriet Verstand und prettischen Sinn; das Auge war wie ein ruhiger

Stern mit fragendem Licht, und der Mund mit der festen Unterlippe hatte so ein frisches und doch bescheidenes Lächeln. Wie die Blüte auf schlankem Stiel, so ruhte ihr Haupt auf einem schlanken Hals. Das Annili war das einzige Kind des Balz. Wie ein trillerndes Singvöglein umgab es den alternden Vater mit Sonnenschein und Liebe. Keiner kam so sauber wie der Balz in die Kirche; in keinem Haus der ganzen Gemeinde herrschte eine solche Reinlichkeit, und doch war man immer willkommen, auch mit den schmutzigsten Schuhen. Der Balz nannte sein Mädchen nur „mis

klopste. Der Balz ging bedächtigen Schrittes an die Haustüre und fragte: „Was isch?“ „I bis, Balz, dr Hubelheiri“. „So, so“, lams gedehnt zurück. „Was witt?“ „Land mi inä, i wett eppis mid iich redä.“ Da öffnete der Balz die Türe. Der Heiri kam mit kurzem: „Guaten Abig“ hinein und ging schweigend dem Balz in die Stube nach. Das Annili ging hinaus und hörte dann die beiden Männerstimmen laut miteinander sprechen, ja, der Heiri lärmte einmal laut auf, so daß das Annili einen jähnen Schrecken bekam. Aber dann wurden die Stimmen leiser, und auf einmal ging die Türe auf und



Von der Grenzwacht 1917. —

Häxli“ und legte in diese eigentümliche Zärtlichkeit eine Unmenge Liebe und Vaterstolz. Die Mutter hatte man schon lange hinausgetragen auf den Friedhof, und so war das Mädchen schon von Jugend auf ein schaffiges Ding geworden.

An jenem Tage, da im Hubelhaus ein solch wütender Sturm losgebrochen war, saßen Vater und Tochter abends in der Stube und beteten den Rosenkranz. Eben waren sie fertig und s'Annili stellte dem „Aetti“ noch die Schuhe unter die „Sächsuist“, daß sie schön warm wären am Morgen, und wollte dann noch schnell ein Loch in des Vaters Socken verstopfen, als es

Schneebrucharbeiten im Lessin.

der Balz kam heraus und sagte zum Annili, das in der Küche herumhantierte: „Annili, gang machum s' Bett zwäg, dr Heiri blibt biämer as Chnächt, wenn er sie hältet.“ Der Leiterlibalz war ein gerader, ehrlicher Mann, der jedes Unrecht floh und dafür auch jedem im Dorfe seine Meinung sagen durfte, ohne daß man es ihm nachtrug. Den Heiri hatte er immer gern gehabt; er wußte selbst nicht warum, und hier wollte er ein gutes Werk tun, und wer Gutes tun will, denkt oft nicht lange nach, wie alles kommen könnte. Sein Knecht war vor kurzem fort, und so wollte er versuchen, ob der Heiri nicht doch noch ein guter Mensch werden könnte.

Nun wirkte der Heiri schon seit einem halben Jahr beim Balz. Er war ein ganz anderer Mensch geworden, arbeitete mit voller Kraft, und der Leiterlibalz hatte auf seinem kleinen Heimelci beinahe nichts mehr zu tun. Er gewann den Heiri lieb; denn eine ungestüme Schaffensfreude sah dem Burschen aus dem Auge, der Frohsinn war wieder erwacht und den Löwenwirt grüßte er kaum mehr, wenn er vorbeiging. Seine guten Vorsätze kamen aber nicht nur vom Zureden des Balz, es war so etwas im Tun, was der Balz noch nicht sah, aber so ein geheimes Verstehen war zwischen den beiden jungen Leuten im Leiterlihaus.

Ein Mädchenherz ist so ein eigen Ding. Oft wie eine Festung, die schwer zu erobern ist, oft aber auch nur wie ein „Chuchigängerli“, das halboffen ist. Und wie ein Mäuslein, das an den Schäzen der Hausfrau sich ergöthen möchte, schleicht dann die Liebe durchs Türlein ins offene Herz hincin und macht sich da heimisch. So ging es dem Annili, sein Herz war zuerst voll Abneigung gegen den Holderi, der in der ganzen Gemeinde verschrien war. Als er aber den Heiri so arbeiten sah, voll Frohsinn und heiterer Laune den ganzen Tag. Als er Monate lang in kein Wirtshaus mehr ging und dem lieben Väterchen alle Arbeit von den Augen ablas, daß der Balz wieder jung und froh wurde wie ein Zwanzigjähriger, da schaute das Annili den Heinrich allmählich mit ganz andern Augen an. Und dem gefiel das schöne, flinke und gewandte Mädchen, sein feuriges, blaues Auge ruhte oft mit Wohlgefallen auf dem Annili. Er wußte, wenn er dieses Herz erobern wollte, so hatte er manches gut zu machen. Aber er war ja im Hause bloß Knecht und wollte nichts merken lassen, und auch das Annili ging scheu an ihm vorüber und war nicht freundlicher gegen ihn, als gegen andere.

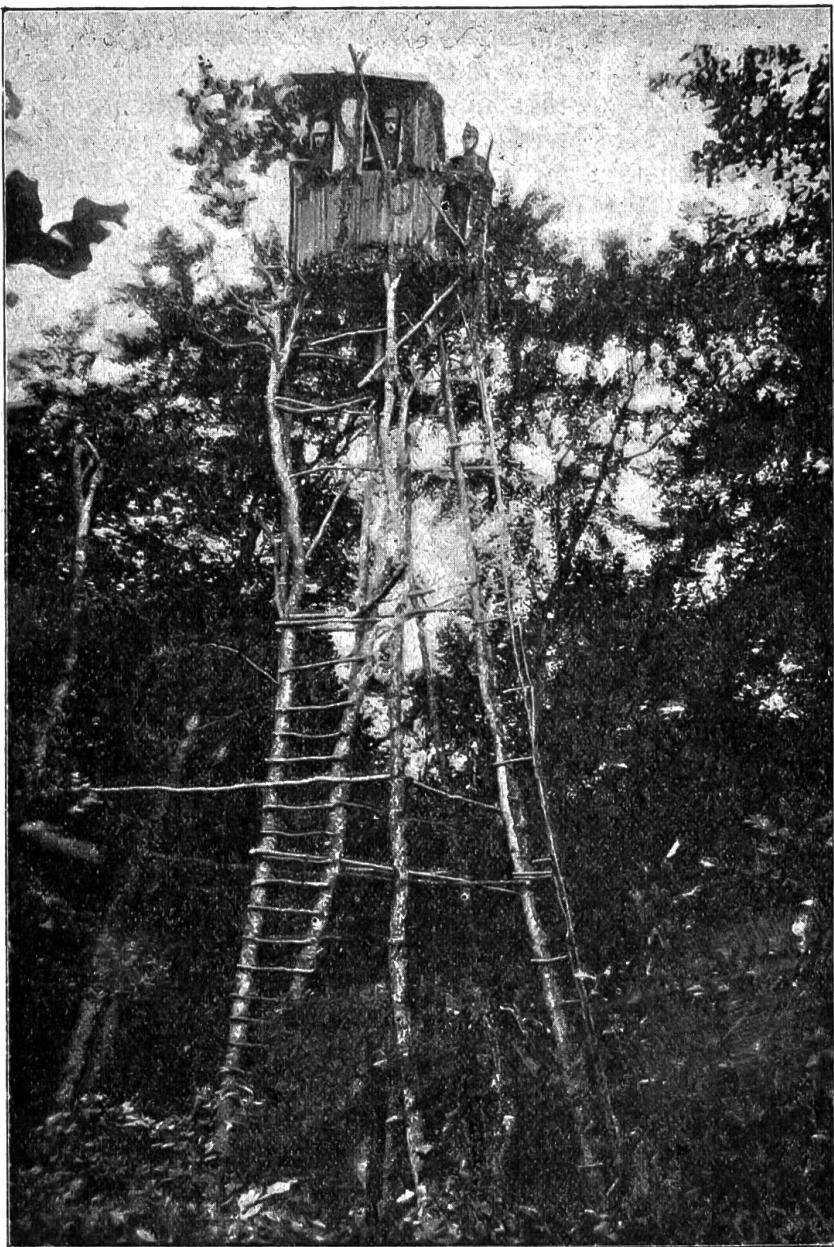
Die tobenden Bäche sind meistens nicht tief, und der Sturm, der furchtbar heult, dauert gewöhnlich nicht lange, aber die stillen Wasser, die ruhen wie ein glatter Spiegel, sind kaum zu ermessen. So ruhte die Zuneigung tief im Herzen des Annili, und der Heiri hatte einen Platz bekommen, der sein Denken beinahe ganz ausfüllte, es aber ver-

schloß es tief in sich hinein. Nur beim Morgen- und Abendgebet schloß das Mädchen ihn bereits ein, daß er doch immer brav bleibe. Bei dem Hochamt an Sonntagen hatte es oft die Versuchung, schnell zu ihm hinüberzuschauen, ob er auch wirklich bete; aber es verjagte solche Gedanken schnell als unschicklich und senkte erst recht das Köpfchen zu innigem Gebet. S' Annili war so aufrichtig fromm, daß es nur das wolte, was Gottes Wille war.

Nun war der Heiri bereits ein Jahr beim Balz, und im Leiterlihaus war wenig verändert; nur daß der Balz die beiden jungen Leutchen nun gut beobachtete. Er hatte die geheime Liebe entdeckt, die keines von beiden dem andern eingestehen wollte, aber die stille Huldigung, die der Heiri seinem Annili darbrachte, ward ihm auf einmal klar und die jungfräuliche Scheu des Annili verstand er nun. Und er dachte daran, wie er es machen sollte, um beider Liebe nicht zu tief werden zu lassen. Aber die Liebe hat ihre tausend geheimen Ketten, und bevor es oft die Eltern merken, sind diese Ketten mit einem Schloß versehen, das sich nur mehr mit Gewalt öffnen läßt, und das tut weh. So meinte der Balz, die Liebe zwischen seinem Annili und dem Heiri sei nur erst ein dünnes Fädelein, und eine Trennung beider zerreiße es leicht; denn sein Töchterlein war ja so ein verständiges Mädchen, und dem Heiri traute er trotz seiner guten Aufführung immer noch nicht recht. Aber wenn man mit Menschenherzen rechnet, verrechnet sich oft der beste und klügste Rechner. —

Der Frühling war im Land. Der Föhn blies mit ungeheuren Backen, daß sein Gesicht ganz blau wurde vor Anstrengung. Dieses Jahr wollte er einmal den Bergen ihr weißes Kleid, das ihn immer so ärgerte, in paar Tagen wegblasen und nicht zwei bis drei Wochen daran machen. Und so fuhr er ungestüm um die Felsen herum, wie eine wilde, wütende Hornisse, packte die einsamen, alten, grauen Wettertannen und wollte sie allerlei Büdlinige lehren, die aber machten ihren Rücken steif und lachten ihn aus: Dich haben wir nun schon viele Jahre gesehen und bist immer gleich frisch und

gleich dummi, meinst etwa, wir seien nun demütiger als letztes Jahr. Dann heulte er auf über solchen Spott, riß der einen oder andern Tanne einen Ast weg, fraß den Schnee in gieriger, zorniger Hitze, polterte durch die Täler hindurch, warf schöne grüne wenn dr Fehn so gahd." Er beobachtete, wie es auf dem Trutthubel am Niederbauen schon anfing zu grünen. Auf den Matten um den Gaden weideten die Kühe und fraßen voll ungestümer Freßlust das saftige Gras. „Ich und di Vater hend im Sinn, zwanzig



Von der Grenzwacht 1917. — Beobachtungsposten bei Courcelles.

Teppiche auf die wintergelben Matten und blies den Menschen frech ins Gesicht und den Weibervölkern in die Röcke.

Der Leiterlibalz stand an einem solchen Föhntage mit dem Heiri vor der Gadentüre und meinte: „Hir chennid mer friäh z'Allp,

Chüäh uf Niderbaiä i diä underist Hittä z'tuä, duj chenntist de uifa zuänä, gäss, Heiri.“ „Und de heiwä?“ meinte der Heiri. „Iwä Peter chund mer de ä chli cho hälfä“, antwortete der Balz. Damit war die Sache abgemacht.

So war denn anfangs Brachmonat die Alpfahrt; der alte Hubelheiri brachte zehn Kühe und zwei Gusti und redete zum ersten Mal wieder seit dem harten Streit mit seinem Buben ein freundliches Wort. Am frühen Morgen hatten sich s' Annili und der Heiri beim Tränken allein getroffen. Da reichte der Heiri dem Annili die Hand hin und wollte ihm „Ade“ sagen. Doch das Annili nahm sie nicht und sagte ihm nur: „blib brav!“ Da schaute der Heiri mit langem Blick sie an und wollte ihr sagen, wie lieb er sie habe, sprach aber nur: „Häb nur bei Chummer, Annili“, und ging. Als das Annili beim Frühstück rotgeweinte Augen hatte, staunte der Vater Balz nur so vor sich hin, fragte aber nicht nach dem Kummer des Annili, und zum ersten Male redeten sie nichts während des Essens.

### 5. Abendrot.

Durch die Dörfer am See war ein Klingen der Kuhglocken, ein Jauchzen und Zurrufen; die Sonne warf gerade einen neugierigen Altjungfer-Blick über die Frohnalp, als das Sennenten des Leiterlibalz und seiner Mitälpler am frühen Morgen durch Buochs und Beckenried zog. Das Wizhorni, das die „Fahrtrichlä“ tragen durfte, sah diesen bewundernden, neugierigen Blick und muhte voll Stolz die Sonne an. Es brummte die runde, blank gepuzte „Chupfertrichlä“ und die kleinern Schellen bimmelten allerlei Töne in den tiefen Baß der großen Trichel. Die Dörfler in Buochs und Beckenried hatten die Meinung, es sei doch schade, die prächtige Bettwärme schon zu verlassen und schimpften über das Gelärm und Getue und drehten sich vom rechten aufs linke Ohr. Nur hie und da ein junges Meitli sprang schnell aus dem Bett, um zu schauen, ob nicht etwa ein Aelpler dabei sei, der es wert sei, ihn anzuschauen und dem man im Herbst als „Aelpermeitli“ zusagen könne. Der Heiri ging voraus, und weithin klang seine helle, schöne Stimme: „He Chueli, chum, chum!“ Die schwersten Kühe machten tolle, lustige Sprünge, wie wenn ein Elephant eine Käze im Tanzen übertreffen wollte. Das war eine Freude bei Mensch und Vieh.

Wie das Sennenten gegen das Kohltal

hinaufkam, wurde der Heiri immer stiller, seine Schritte wurden länger, so daß das Wizhorni fast nicht zu folgen vermochte. Der Peter, des Heiri Bruder, der auch bei der Alpfahrt dabei war, rief ihm zu: „He janxä doch ai nid äso, mer megid ja nimmä nachä!“ Der Heiri aber dachte ans Annili, und warum es ihm wohl die Hand nicht geben wollte...

Wie die Tannen eigen rauschten und der Kohltalbach trozig brauste und die ganze Natur unfreundlich schien! Düster fann er bei sich: „Vielleicht habe ich mich doch getäuscht, vielleicht hat es mich doch nicht gern. Wer weiß, was in dem tiefen Auge lag, wenn es mich allemal so eigen anschaut, wohl nur Mitleid mit dem Lumpen Heiri, der jetzt so brav sein konnte.“ Und als nun die Bergwelt wieder freundlicher wurde und er sie anschauten in ihrem Frieden und in ihrer Zufriedenheit, da flagte sein Herz über verlorene Tage, über verscherztes Glück aus eigener Schuld. Himmel, er wollte beweisen, daß er ein Mann sein und bleiben konnte, wenn er wollte. Da jauchzte er hinaus in die Höhenluft im Bewußtsein seiner Kraft und seines Könnens und tätschelte des Wizhornis festen Hals.

Das Alpenleben gefiel dem Heiri. Die herrliche Luft, der würzige Geruch der Bergkräuter, die Freiheit und Stille machten ihm die Brust weit und das Herz froh. Die Arbeit war nicht so dringend wie im Tal drunter. Es gab Stunden und halbe Tage zu gemütlichem Plaudern, zu einem lustigen Faß, zu allerlei Kraftspielen: „Fuiststoßä, Häglä, Uisächridä, Hoslä und Schwingä;“ der sehnige, starke Heiri übertraf alle andern, aber man ertrug seine Überlegenheit, weil er keinen hänselte und verspottete. Seine Mitälpler erkannten in ihm den früheren Hubelheiri kaum mehr; er hatte damals so gern den Großen gemacht und geprahlt, und manch einer trug Zeichen von seiner Kraft am Kopfe vom Wirtshaustische heim, und jetzt war er der beste Kerl, der jedem wohl wollte.

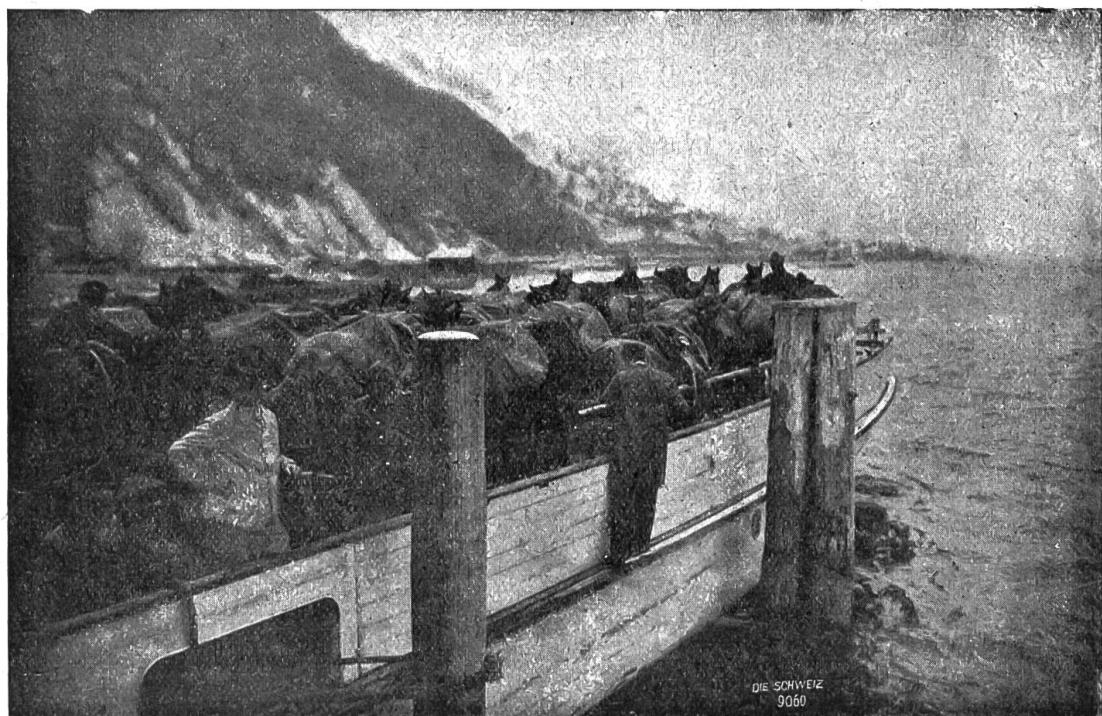
Nach zwei Wochen erhielt das Annili im Leiterlibalz einen Brief. Es wurde rot und lief schnell in seine Schlafkammer hinauf, ihn zu lesen. Der Heiri schrieb etwas schüch-

tern von seinem Alpenleben und wie er oft lange Zeit habe nach dem Leiterlöhau und besonders nach einem lieben kleinen Gesichtlein. Dieses gehöre einem gewissen Annili an, das ihm so lieb sei. Er wisse gar nicht, warum es ihm das ganze Herz gestohlen habe und dabei doch so hartherzig sei, ihm nicht einmal die Hand zu geben. Zuletzt viele, viele Grüße, Küssse wage er gar nicht zu schicken; denn er sei ihm ja doch nicht lieb.

— S' Annili lächelte, als es den Brief las, und sah dabei den blonden Krauskopf des Heiri und seine Augen und seine breite, ausgeworfene Hand und wunderte sich, daß er so

durch die Fenster schien und das Blondhaar seiner Tochter aufstrahlte wie feines Gold und die blauen Augen funkelten vor Überraschung, dachte der Vater: „Was es nur heute hat, das Annili.“

Die Aelpler wunderten sich nicht wenig, was der Brief mit der zarten Mädchenhandschrift, den sie dem Heiri am Sonntag von Emmetten herausgebracht hatten, enthalte. Der aber war verschlossen wie ein Opferstock, nur etwa zwei Tage lang ging er sinnend umher. Das Annili hatte ihm geschrieben: Er sei ihm ja schon recht; aber es sei kein „Schleipf“, und darum habe es ihm die Hand nicht ge-



DIE SCHWEIZ  
9060

#### Schweizerischer Truppentransport auf dem Bierwaldstättersee.

lieb schreiben konnte. Dann setzte es sich hin und schrieb an den Heiri und setzte als Anrede: „Herr Heinrich B..... Alp Niederbauen“; doch dachte es noch eine kleine Weile nach, ob es nicht ein frisches Böglein nehmen und einfach schreiben sollte: „lieber Heinrich“. Dann aber fuhr es schnell weiter und verschloß den Brief in den Kantrum, am Nachmittag mußte es doch ins Dorf und da wollte es den Brief mitnehmen. Den ganzen Morgen aber sang das Annili und beim Mittagessen war es so froh, daß Vater und Tochter voll heiterster Laune plauderten und lachten. Und als die Mittagssonne

geben. Es wollte nicht Bekanntschaft anfangen, außer es gelte Ernst, und es habe immer ein wenig Angst um ihn; er wisse ja schon warum, und darum habe es ihm nur gesagt: „blib brav“. Erst dann, wenn er brav bliebe, wolle es ihn auch recht gern haben, wenn es so Gottes Wille sei. Und zuletzt herzliche Grüße. Kein Wörtlein mehr. „Aes truid mer nid rächt, das guät Meitli, aber s' chund de scho“, dachte der Heiri, „i will scho fürgä drfir.“

Das Menschenherz ist wie ein wildes Ross. Oft ist es leicht am Zügel zu führen und kann so lammfromm tun. Aber auf

einmal lebt die wilde Natur wieder auf, und dann weh dem Reiter!

Der Heiri war nun schon ein Jahr lang der nüchternste Mensch gewesen; er mied jedes Getränk, er kannte sich zu gut. Aber wie die Lawine im Frühling in den jungen Schuhwald einbricht und tausende der jungen Stämmchen vernichtet, so kam das Unglück über ihn.

Wie doch die Handorgel feinen Teft hatte und die Beine zum Walzer juckten an jenem Donnerstag Mittag, als sich die Aelpler aus allen Hütten Niederbauens in der Tiefdhütte zusammenfanden: die aus der untersten Hütte, dem Stäckämattboden, dem Hofaad, dem Ebnet, dem Steihüttli, sogar aus dem Hohberg waren zwei da. Wie sie lachten in frohem Uebermut bei ihren Kraft- und Kunststücken. Mit Sinebeln spielten sie Geige, Klarinett und Flöte zur Handorgel, und der Heiri brachte zur musikalischen Begleitung eine „Mäisälä“ und strich den Baß. Es war ein feines Konzert, und wenn die Musikanten in der großen Stube mit ihren Instrumenten herumhüpsten, krümmten sie sich vor Lachen. Man begann zu schwärzen: „s' Sebis Wändel“ zwirlerete dem „Spalä-Chäspi“ zu, sie wollten miteinander dem Heiri einen anhängen. Sie rührten ihre Sauftrüchtigkeit und meinten so obenhin: „Wennid ai nu juifä tätist, Heiri; mer wettid ä Fisliber, du chämist is nimmä nachä.“ Da antwortete der Heiri: „I wett nur lachä, ai jez nu uf ä Tätsch zwänza Schwarzi mit Träst z'suifa und de nu zwo Burdenä Wildiheiw i dä Chepfä obä uf der Chulm z'mää.“ „Sä brubiär“, rief es von allen Seiten, „nei, das chaist nid.“ Und der Heiri: „Scho, scho, aber i tuäs nid.“

Wie mancher Vorsatz ist schon vor dem Spötteln anderer zerbrochen wie ein schwacher Bachsteg unter einem schweren Mannestritt. Es rang das Gute mit dem Bösen ihn ihm; das Annili sah ihn mit bangen Augen an, und sein Wort wollte er nicht brechen, nein, das wollte er nicht. Aber da sagte der „Spalä-Chäspi“: „Wir wissen ja schon lange daß du g'vogetet bist, Heiri, der Leiterlibalz ist ein feiner Vogt, und dein Hosenbändel gäbe ein gutes Leitseil, gäll, Heiri?“ Schallendes Gelächter darob. Der fuhr auf, schne-

weiß vor Zorn, und schrie: „Berdampter Zug, gebogtet bin ich nicht, her mit dem Schwarzen, ich will euch schon zeigen, ob ich am Leitseil bin.“ Dann trank er die zwanzig Tassen mit viel Schnaps in seinen Zorn hinein, sprang auf, zog die Griffschuhe an, packte Sense und Steinfaß und ging hastenden Schrittes der Kulm zu. Er schwankte ein wenig und ging schneller als die andern, die ihm nachkamen. Beim Kulmgraben fiel er einmal um, nahm aber keinen Schaden. Rasende Wut gährte in seiner Seele. Seine Feigheit vor den blöden Spöttern wormte ihn, und s' Annili hatte Charakter... wie sollte er nun vor sie hintreten, er, der Lump! Er knirschte auf den Zähnen vor Ärger über seine Dummheit und suchte durch den hastenden Schritt seine Trunkenheit zu verbergen.

Sie kamen auf der Höhe der Kulm an. Dem Wändel und dem Chäspi gefiel die Sache nicht mehr. „Gang nid abba, mer glaibider's just“, baten sie den Heiri. „Awäg“, schrie der Heiri, „sonst gibts ein Unglück, ich bin Manns genug, zu wissen, was ich tue, ich brauche dein Leitseil nicht, Herr Spalä-Chäspi!“ Die Beiden wichen zurück. Er ging hinunter in die vordersten „Chöpfe“, wo man drei Jahre nichts mehr gemäht hatte und wo das Wildheu hoch und dicht stand. „Gerade die gefährlichste Stelle“, sagte der Wändel, „wenns nur nid eppis gäid.“ Langsam und sorgfältig kletterte der Heiri; die Griffschuhe klammerten sich fest in den Boden; er fing zu mähen an. Von Kreuz aus schauten ihm die andern zu. Auf einmal rief der Chäspi: „paß uif, Heiri, dei isch schlächtgründig!“ Dieser lachte ihn nur aus und fuhr mit sicherem Hieb ins Gras. „Hesch Angst umä Fisliber, gäll“, rief er ihm hinüber und kümmerte sich nicht um die Warnung. Herrgott, was war das? Die Sense flog im weiten Bogen in die Felsen hinein und flirrte hart. Der Heiri lag auf dem Rücken und glitt langsam in die Tiefe; seine Hände griffen krampfhaft aus und fanden keinen Halt. „Häbdi, häbdi!“ ein Ruf aus angstfüllten Kehlen; ein gesellender Schrei, einige Rasenstücke, die nachkollerten; Steine, die in die Tiefe führen; der heftige Aufschlag eines schweren Körpers



## S'STUZCHÄPILL

### s'Stuhz Chäpili.

Heis Stärndl stadt am Himmel  
Nacht isch es zringel um  
Alle g'hört dr Wildbach ruische  
Und suscht ist alles stumm.

Deht g'hört me öpper schrite  
Üis durä Tannawald,  
G'hört wenes chrestigs Wätte  
Dur d'Nacht zum Himmel schallt.

Den Engel g'sed me schwäbe  
Des Liechtli i dr Hand,  
Er zeigt dem fromme Wäler  
D'r Wäg am Fesselband.

Das ist d'r Bruder Scheuber,  
Der wandred jedi Nacht,  
Und immer hed d'r Engel  
Sie Witt i Himmel bracht.

Ni jeht im Himmel obe  
Nach's Witta nid la si  
Witt isä liebe Herrgott,  
S'meg ändtlich Fridä si!

und nichts mehr. — — —

Noch nie hatte das Dörfchen am See ein solches Begräbnis gesehen. Wie schlanken Buchen unter schwerer Schneelast standen die fünf Brüder des Heiri am Grabe, senkten die Blondköpfe und weinten. Und als der Pfarrer das Requiem sang, hörte die betende Gemeinde inmitten des Evangeliums ihren Seelenhirten auffschluchzen und weinen wie ein Kind; da weinten alle Frauen mit. Nur ein Auge war trocken und schaute mit flackernden Lichtern aufs Altar: das Annili hatte keine Tränen.

„S' Annili hed ä doch ai gar nid megä“,

meinte s' Schlossers Trini, „daz äs nid ämal s' Fazanettli firä gnu hed.“ Stilles Leid, das so weh tut wie eine tiefe Todeswunde, ist wie ein Beilchen in Dornen; man geht an ihm vorbei.

Ein halbes Jahr nach dem Tode des Heiri stiegen „Nachtbuben“ zum Fenster des Annili hinauf, um bei ihm zu „filten“; zwischen den Räten des Fensterladens drängen schwache Strahlen roten Lichtes hinaus. S' Annili ließ das Armenseelenlichtlein brennen für den toten Heiri, daß ihm Gott die ewige Ruhe gebe... Da gingen die „Nachtbuben“ schweigend heim.

## Die Stützkapelle bei Oberrickenbach.

Wann das der schmerzhaften Mutter Gottes geweihte freundliche „Stützkäppeli“ am Bergabhang beim Burgholz entstanden sei, läßt sich nicht mit Sicherheit sagen. Nach der Volksüberlieferung hätte es schon zur Zeit, da Bruder Scheuber in der Bettelrüthi 1547—1555 sein Einsiedlerleben führte, bestanden. Der Selige Konrad sei fast alle Abende, wenn nicht das schlechte Wetter oder sonst etwas ihn daran hinderte, von seiner Klause in der Bettelrüthi „eintweders in die Capell unser lieben Frauen zu Rickenbach oder in das an der Rickenbacher Straß stehende kleine Kapellein oder Betthauß, alldort sein Andacht zu verrichten“ gegangen. Der Geschichtsschreiber Andermatt, welcher das Leben Bruder Scheubers beschrieben hat, bemerkt hierüber: „Es sahen und beobachteten die Leuth, daß allzeit, wann er nächstlicher Weyl von und wieder zu seinem Hütlein wandert, ihm ein helles Licht vorginge, welches ohne allen Zweifel sein heiliger Schutzengel gewesen“

Über die Kapelle sagt Andermatt: „Sonst ist das klein Capellein, welches er meistentheils besuchte, mir schlecht, hat ein so kleines Altärlein, daß man darauf nicht Mess lesen kann. Ist eine alte Ablösung unseres Herren (Kreuzabnahme), von Holz geschnitzet, darinnen. Wir d' vil von andächtigen Leüthen besucht und sollen auch mehr malen sondernbare (besondere) Gnaden von Gott darinn erlanget worden seyn.“

Um das Jahr 1732 wurde die Kapelle erneuert. Der Wochenrat schenkte bei diesem Anlaß an das „neuw erbauwte Stützkäpplein“ 2 Krontaler. Kaplan Odermatt schrieb anno 1882: „Das jetzige Stützkäppeli hat viel Alterthümliches: das solide Gemäuer, das doppelte Gewölbe, die rundlichen, in Blei gefassten Fenster, das Vesperbild auf dem Altärchen“. Letzteres ist offenbar das gleiche, von dem oben die Rede war, und das heute noch in dem jetziger erstellten Neubau zu sehen ist.

## Lustige Ecke.

**Mizverständnis.** Frau Oberst (zu ihrem neuen Dienstmädchen vom Lande): „Elise, der Herr Oberst isch nöd rächt zwäg, tüet ihm de hüt Abed e Fläsche is Bett.“ — Elise: „Rote oder Wyze, Frau Oberst?“

**Ein kleiner Pädagoge.** Vater zu seinem

Sohne, der zum erstenmal in der Schule war: „Nun, wie gefiel es Dir, Willi?“ Willi: „Gar nicht, der Lehrer hat mich geschlagen.“ Vater: „Nun, er soll Dich doch erziehen.“ Willi: „Aber man fängt doch nicht hinten an!“